

Cirkusblut

Roman von
Heinrich Lee.

(3. Fortsetzung.)

Und mit fliegenden Worten erzählte Frau Schäffer ihrer Freundin, was geschehen war. Frau Freibote tränkte dabei nur eins: Auch sie holte sich jeden Tag aus dem Bierdelage, der dem Hause gegenüberlag, ihr Fläschchen Weizenbier. Drei Fläschchen trank sie fünfzig Pfennige; während sie an zwei Tagen für die Flasche je zehn Pfennige bezahlte, zahlte sie am dritten dafür nur fünf. Gerade war heute der dritte Tag. Warum lud man sie nicht gestern oder morgen ein? Ihr Unglück verfolgte sie überall.

Es wurde noch ein froher und lustiger Abend, den man zu dreien an dem solenn gebenedeten Tische verlebte. Unaufhörlich wurde von Dorchens bedorrt. In ersten öffentlichen Auftreten gesprochen und nur einmal die Stimmung unterbrochen, als Dorchens Frau Freibote, die noch einmal ihren schon blatt gepugnten Knochens wegen irgend einer noch vorhandenen und von ihr etwa übersehenen Fleischfaser aufmerksamer betrachtete — taktlos zurief: „Sowas haben Sie wohl noch nie gegessen, Freiboten?“

Dorchens schlummerte dann in der Sofaede endlich ein. Nach aber standen zwei volle Bierfläschchen auf dem Fensterbrett. Es war kein „Weizens“, wie Frau Freibote es sonst gewöhnlich trank, sondern Frau Schäffer hatte zu Ehren des Abends ein theures Versandbier spendiert.

„Trinken Sie doch aber, Freiboten!“ sagte Frau Schäffer.

„Ich kann aber auch gar nichts beitragen“, wehrte Frau Freibote die freundliche Ermahnung ab.

Frau Freibote trank dennoch jetzt bereits das vierte Glas. Das Unglück ihres Lebens hing vor ihr zu verfallen und selbst daß sie morgen früh um sechs Uhr aufstehen mußte, selbst dieser dunkle Punkt am Horizont trat vor ihr in den Hintergrund. Erst in später Stunde ging man auseinander.

„Sie finden doch noch Ihre Wohnung, Freiboten?“ rief Frau Schäffer scherzend ihrer Freundin, die ihre dunkle kalte Stube ärmte.

In demselben Augenblick klang von unten aus dem Hofe durch die Stilltür der Nacht ein Geräusch. Eine Thür wurde aufgerissen. Im Hausflur des Vorderhauses, wo der Portier wohnte, wurden Stimmen vernommen, über den Hof, in weißen Nachtleidern, jagte eine Gestalt und dann schloß sich dröhnend auch die Thür des Vorderhauses. Das alles bemerkte Frau Schäffer zu Theil. Sie war noch einmal in die Küche gegangen, um in der Katafö für die Nacht frisches Wasser zu holen, und vom Küchenschrank sah man in den Hof gerade hinunter. Aber sie war schon selber wie im Traum, achtete auf ihre Wahrnehmung nicht viel und war wie Dorchens, nachdem sie das schlaftrunkene Kind zu Bett geschafft hatte, bald selber sanft entschlummert.

4.

Am nächsten Morgen wurde es im Hause bekannt, daß Hauptmann von Wamstoff in der Nacht einen Blutsturz erlitten hatte. Er lebte noch. Sein armer Junge war sofort zu den Portiersleuten und dann zum Arzt um Hilfe gerannt und ein paar Heißlösel mit Kochsalz und kaltes Wasser, das man auf der Stelle dem Kranken zu trinken gegeben, hatte vorläufig noch das Schlimmste verhütet.

Als Dorchens sich auf den Weg zur Schule begab, blieb sie im Hofe vor den Fenstern der Hauptmannswohnung stehen. Alles war dahinter still und zu sehen gab es auch nichts, außer den großen Gastrosen an der Decke. Dorchens traf mit Bruno manchmal auf dem Schulwege zusammen, sie wartete auf ihn. Sie hätte ihm heute gern gesagt, daß sein kranker Vater wegen der unbesahnten Wäsche sich keine Sorgen machen sollte. Aber Bruno kam nicht und Dorchens mußte zur Schule allein gehen.

Unter ihren Mitschülerinnen nahm Dorchens eine bevorzugte Stellung ein. Jede hatte sie gern zu ihrer Freundin gehabt. Daß Dorchens die Ballettschule besuchte, war in der Klasse allgemein bekannt. In den Zwischenpausen bildete sich um Dorchens stets ein großer Kreis, dem sie manchmal ihre neugelernten Künste vorkam.

Am meisten aber wurde Dorchens Rodenhaar bewundert, wenn ihr die Mutter dies wieder einmal zurechtgerannt hatte. Dorchens zeigte sich den Huldbrüngen ihrer Mitschülerinnen gegenüber, wie dies ihre Art war, ziemlich kalt. Dorchens hatte schon zu häufig von den Erwachsenen gehört, was sie für ein hübsches und nettes und geschicktes Kind sei; Bewunderung war ihr deshalb nichts neues mehr. Nur das Fräulein, die Lehrerin, eine noch junge, glattegeheitelte Dame mit ersten grauen Augen hatte an Dorchens zuweilen zu tadeln. „Dorchens, du müßt nicht auf! An was denkst du?“ sagte sie manchmal mahnen, wenn sie Dorchens aufgerufen hatte, um ein Exemplar zu lösen, oder damit sie in einem Stück aus dem Lesebuche fortfuhr. Rechnen

gab seinem Gesicht etwas wie von den beiden Puppenköpfen, die im Schaufenster des vornehmen Friseurgeschäfts, an dem Dorchens in der Hauptstraße täglich vorbeiging, standen. Die Miene dieses hübschen Herrn sah heiter und vergnügt aus, als wäre er mit sich und der Welt ausnehmend zufrieden und gerade wollte er durch die Glashüre schnell hinaus, als Dorchens ihn noch erreichte.

„Herr Sestini“, rief Dorchens laut. Herr Sestini sah sich nach Dorchens um.

„Che c'e, mia piccola?“ rief er, beugte sich zu Dorchens herab, sah sie am Kinn und sagte dann in derselben Sprache noch weiter etwas zu ihr, was sie gleichfalls nicht verstand.

Dorchens wußte nicht, was sie sagen sollte.

Mit seiner heiteren Miene rief Herr Sestini jetzt eine der Brüden an der Wand stehenden Damen herbei, ein Mädchen mit dichtem schwarzen Haar und feinem blassen Gesicht, das sich mit Dorchens in deutscher Sprache nun verstand, worauf es Herrn Sestini wieder in der seinigen etwas sagte.

„Bene, bene, al giusto!“ rief er lebhaft, klopfte Dorchens auf die Wange und sagte: „Komme Sie mit mir!“

Herr Sestini ging schnellen Schrittes, wie überhaupt alles schnell und eilig an ihm war, voran und folgte.

Sie gingen durch das Vestibül, durchkreuzten den Stallgang und dann ein es eine enge dunkle hölzerne Treppe hinauf. Mit einem Male befand sich Dorchens mitten in dem Cirkusraum, den sie bisher nur einige Male mit der Mutter am Abend ganz oben von dem Gallerierande aus gesehen hatte. Jetzt war er von zuckelnden ganz leer. Unten in der Manege standen einige Pferde, Leute mit Peitschen und in der Mitte stand eine große umgekehrte Tonne, auf der wieder ein Mann stand; ein Pferd hatte er am Strid, das er auf die Tonne zu sich heraufziehen suchte und mit Peitschenknallen und Zurufen halfen die anderen Männer ihm dabei. Aber Herr Sestini ging zwischen den Logenreihen so schnell weiter, daß für Dorchens zum Zusehen keine Zeit blieb. Endlich kamen sie in einen großen weiten hellen Saal mit glänzendem Fußboden. Es war das Foyer, worin sich Abends in der großen Pause das Publikum erging. Am Tage hielt hier Herr Sestini mit dem Balletcorps seine Uebungen ab. Als Dorchens mit Herrn Sestini eintrat, warteten schon einige Mädchen auf sie. Sie hatten kurze, gewöhnlich aussehende Uebungsrockchen an, ihre Hüften steckten zum Theil in ebenso gewöhnlichen Lederamaschen und die Mädchen tamen Dorchens gar nicht so hübsch vor wie ihre Kolleginnen bei der Frau Balletmeisterin. Im Hintergrunde des Saales sah ein Violinspieler.

Dorchens mußte sich jetzt auf das Gebot Herrn Sestinis auf einen Stuhl setzen. Herr Sestini gab dem Violinspieler ein Zeichen und die vier Mädchen begannen nun vor ihm ein Exercice.

„Grazioso, grazioso!“ rief Herr Sestini, klatschte taktmäßig in die Hände, sang dazu, erfasste die Spitze seines langen schwarzen Rodes, tanzte so selber mit, war wieder allerdings italienische, französische und deutsche Kommandos dazwischen, die Dorchens nicht verstand, forrirtete und repetierte, ohne daß er dabei seine gute Laune verlor, bis die Mädchen endlich eine Gruppe bildeten, womit das Exercice schloß.

Aufmerksam und mit Kennerblick sah Dorchens zu. Was die Mädchen kannten, das konnte sie auch und gar nicht zaghaft stand Dorchens, als Herr Sestini ihr nun winkte, auf.

So unverständlich Herr Sestini für Dorchens bisher gewesen war — jetzt befiel sie in allem, was er von ihr verlangte, vollstänbig. Er gebrauchte dieselben Ausdrücke, wie die Frau Balletmeisterin, außerdem erfasste er wieder seine Rodschöße und machte Dorchens das Verlangte vor. Einmal über das andere Mal rief er zu Dorchens Leistungen: „bene, bravo, bravissimo!“ und als Dorchens in einer langen jährigen Linie durch den Saal blühschnell auf ihren Spigen schob — das Kommando dafür lautete le fleche, der Pfeil — da stimmten auch die anderen Mädchen in die entzündlichen Ausrufe Herrn Sestinis ein. Er klopfte Dorchens die Wangen und seine schwarzen Augen leuchteten sie beinahe järtlich an.

Ein paar Minuten später war Dorchens erste Probe beendet. Sie mußte zum Schluß sich auf das Gebot von Herrn Sestini noch in die Gruppe, welche die beiden Mädchen noch einmal bildeten, einfügen, wobei er ihr zeigte, wie sie Arme, Kopf und Beine halten sollte, dann, nachdem Herr Sestini ihr in gebrochenem Deutsch noch gesagt hatte, sie solle morgen in derselben Zeit wiederkommen, war sie entlassen und eines der Mädchen führte sie, jedoch auf einem andern Wege als vorher, aus dem Saal und bis vor das Gebäude hinaus.

Als Dorchens jetzt wieder durch die altkannten Straßen schritt, kamen sie ihr fast verändert vor. In der Manege hatte sie noch immer einen merkwürdigen Geruch, der aus dem Saal gekommen war. Es war ihr, als gingen sie alle diese Straßen nicht mehr viel an, als wäre nur noch in dem schönen Saal oder unten in dem Kreisrund, wo die Männer mit dem Pferde waren, ihr Platz. Und endlich dachte Dorchens nur noch an eins: An das Kleid, das sie an dem Vorstellungabend zum Anziehen bekommen würde.

Um dieselbe Stunde, ehe Dorchens noch nach Hause kam, wurde in der Hauptmannswohnung eines von den weißen Fenstern aufgemacht. Eine fromme Schwester öffnete es, die der alte Arzt, der für seine weniger begüterten Patienten auch wenig Zeit besaß, dem Kranken zur Pflege bestellt hatte — Schwester Martha.

Bruno lag vor dem Bett auf seinen Knien, den Kopf auf die Hand des Todten gedrückt. Das Gesicht des Hauptmannes war blaß — gelb wie Wachs, die Wangen waren ausgehöhlt, es sah nicht friedlich aus. Der Ausdruck der Sorge um seinen Jungen, die in der letzten Stunde sich noch einmal schwarz und schwer vor ihm erhoben hatte, ruhte darauf.

Schwester Martha, so ruhig und gleichgültig sie auch an Sterbebetten aussah, weil sie den Tod genossen war, behaute doch ein fühlendes Herz und sie beugte sich tröstend zu dem nun ganz verwaisten jungen Menschenkinde herab. Aber ihre Tröstungen wollten nichts fruchten. Schwester Martha war in Verlegenheit, sonst standen um ein Sterbelager doch auch Erwachsene herum und nach erfüllter Pflicht konnte sie lautlos beiseite gehen und sich entfernen. Wie aber hier? Wer kümmerte sich um den Todten, vor um das Kind, vor um die ganze Wohnung, wie sie da lag und stand?

Bevor der Sterbende zu phantastischen Ansetzungen hatte, hatte er noch Papier und Schreibzeug verlangt, aber kraftlos sank ihm die Feder aus der Hand und dann verfiel er dem Desirium, bis ihm erst in den letzten Augenblicken das Bewußtsein zurückkehrte war. „Weißt du?“ hatte er zu seinem Kinde gesagt. Mit diesem Worte war er gestorben. Was er noch hatte schreiben wollen — wer wußte es?

Schwester Martha entfernte sich leise, um erst den Arzt zu holen, damit dieser den Todten ins Auge sehe und darauf mit demselben sich zur Polizei zu begeben. Für das Uebrige hatte dann das Stiff zu sorgen.

Drei Tage später hielt vor dem großen grauen Hause in der Fruchtstraße in später Nachmittagsstunde ein einfacher Leichenwagen. Auf dem Wagen erhob sich als Fierde ein verführtes, aber schon stark verwittertes Kreuz, die schwarzen, alten Dedern an den Seiten schämerten bereits fast ins Grünliche, es war ein Begräbniß dritter Klasse. Vor der Thür zu beiden Seiten standen Kinder und Frauen und ein Schuttmann sorate dafür, daß sich niemand aus den beiden Reihen vorbrännte und daß diese hübsch ausgerichtet blieben, wie auf dem Exercierplatz; hinter dem Leichenwagen stand eine Trauerlustige. Sie sah etwas altmodisch aus, dafür trug der Aufseher einen schönen, stolzen, wenn auch allerdings etwas verfallenen Dreimaster auf dem Kopf. Die Pferde sowohl vor dem Leichenwagen als auch vor der Kutsche waren tief schwarz und mit ihren gekrümmten Köpfen machten sie den Eindruck, als belächelten sie sich an der Trauer.

Endlich ging durch die Reihen ein Hülfster. „Jetzt kommen sie!“

Voran kamen die sechs Träger mit dem gelben, mit schwarzem Flor geschmückten Sarg. Auf dem Sarg lagen zwei Kränze, einer davon aus Beerblätter mit einer weißen Altschleife, der ein Geschenk des Hauswirths war, soeben ein zweiter aus Tannenzweigen mit weißen Papierblumen, eine Spende des Kolonialwaarenkaufmanns, dessen Kunde der Verstorbenen gewesen war; das war in der Fruchtstraße so der Brauch. Auf zwei Rollen schoben die Träger den Sarg in den Wagen hinein.

Hinter dem Sarge kam der Prediger, Schwester Martha und in der Mitte zwischen ihnen schritt Bruno.

Bruno trug ein schwarzes Sammettuffen, auf dem ein Offiziershelm und ein ebensolcher Degen lag. Beides hatte verpackt auf der Bodenkammer geruht, aber Bruno mußte den Ort. Er war ruhig geworden, ließ alles mit sich gehen und weinte auch nicht mehr viel. Nur darauf hatte er bestanden, daß Helm und Degen auf des Vaters Sarg gelegt wurden, so hatte er es auch bei anderen Offiziersbegräbnissen gesehen. Statt des Kränzes, den er in der Hand haben sollte und mit dem nun Schwester Martha ging, trug er das Riffen mit dem Helm und Degen selbst. Einer der Träger nahm Bruno beides jetzt ab und legte es auf den Sarg und nachdem der Herr Prediger und Schwester Martha im Wagen auf dem Rückweg, Bruno aber ihnen gegenüber Platz genommen hatte, feste sich der Zug über das holprige Pfaster langsam in Bewegung. Die Ballons und Fenster hatten sich mit Zuschauern gefüllt. „Wer wird denn dort begraben?“ fragte man sich, aber nur die wenigsten wußten darauf eine Antwort. Man lebte in einer großen Stadt.

Herr Bartel, der Hauswirth, hatte das zu der Beerigung und für den Augenblick notwendige Geld herbeigebracht. Das Mobilgar, das der Hauptmann hinterlassen hatte, bot für ihn Sicherheit genug. Auch der Bezirksvorsteher war schon verständigt und Bruno — wenn auch bis auf weiteres nur vorläufige — Aufnahme in das Waisenhaus war bereits gesichert. Noch an diesem Abend sollte sie erfolgen. Endlich war der Friedhof erreicht. Er lag weit draußen vor der Stadt an einer Gasse und über den stillen weichen Steinen und grünen Hügelan sah schon der Abend nieder.

Leise hatte sich im Wagen der Herr Prediger — es war ein würdiger, Herr

von der Sophiengemeinde, zu der die Fruchtstraße gehörte — nachdem er im Anfang an Bruno noch einige trostliche Worte gerichtet, mit Schwester Martha über Angelegenheiten des Stiffs und sonstige Dinge unterhalten. Jetzt, als der Zug hielt, brach er ab und schweigend schritten alle drei hinter dem Sarge über den Hauptweg, auf dem der Wind schon die gelben Blätter vor sich jagte, hin. Hinter einem stolzen, von einem goldenen Gitter umgebenen Denkmal, zeigte sich jetzt die frisch aufgeworfene Gruft, um die sich bereits einige Neugierige gesammelt hatte, alles Frauen und mit Viehklappen in den Händen, die hier die Gräber ihrer Hinterbliebenen pflegten. Auch die Arbeiter, die arauen Leichentücher in den Händen, warteten schon — weiße Leichentücher tohieten noch drei Mark extra. Auf dem Sarge ruhte noch der Helm und Degen. Schwester Martha hob beides lautlos ab und nun senkten die Arbeiter den Sarg hinab. Abwärts der Gruft stand ein Mann mit einer Sammetblühche in der Hand. Dana trat der Herr Prediger auf den ausgeworfenen Erdbügel und hielt über den Verstorbenen eine Rede, die er mit der Bitte um ein stilles Gebet schloß. Die Männer hielten dabei ihre Hüte aus Kinn und die Frauen, die bisher über den Todten, obwohl er ihnen nicht bekannt gewesen, bittere Thränen vergossen hatten, falteten nun still die Hände und sahen einige kurze Augenblicke zu Boden. Brunos Augen waren stark in die Gruft hineingerichtet auf die gelbgefrachten Bretter mit den beiden grünen Kränzen. Zum Schluß wandte sich der Herr Prediger mit einigen abermaligen Trost- und Mahnworten an Bruno selbst, aber sie waren vergeblich gesprochen. Von dem was um ihn vorging, wußte Bruno nichts. Auf seiner Schaul reichte ein Arbeiter dem Herrn Prediger nun die Erde. Der Herr Prediger sprach seine Segenswünsche, dann reichte der Arbeiter die Schaufel Bruno hin.

Bruno rührte sich nicht. „Nimm, Bruno und thue wie Du es von mir gehen soll“, mußte der Herr Prediger milde sagen. Bruno rührte sich noch immer nicht, bis der geistliche Herr zu ihm herantrat und ihm die Hand an die Schaufel führte. Dann wandte sich Schwester Martha drei Hände voll auf den Sarg und die Gremone war nun vorüber. Der Herr Prediger und Schwester Martha, indem sie Bruno an die Hand nahmen, wandten sich dem Ausgange zu und groll und hart tönten hinter ihnen die Schuffen, welche die Arbeiter jetzt in die Gruft stürzten.

Dann trabe der Wagen mit seinen Inassen der Stadt wieder zu. Der Herr Prediger und Schwester Martha unterhielten sich jetzt raer als vorher und namentlich die ästhetischen Verhältnisse im Stiff, über die Schwester Martha vortreflich unterrichtet war, interessirten den Herrn Prediger jetzt betari, daß er sowohl wie Schwester Martha, Bruno, der vor ihnen in dem andern Dunkelheit wie ein flimmernder Stod dafah, nach und nach völlig vergaßen.

Auch über den weiten öden Platz, auf dem der Cirkus stand, begann sich die Dunkelheit zu laeren. Aus der hohen Kuppel des Gebäudes strahlte aber schon taqhell das elektrische Licht und unten an der Gasse drängte sich in langen Reihen das Publikum. Endlich wurden die Thüren geöffnet und im wilder Jagd hürrte derentige Theil des Publicums, der vor dem Ausgange zur Galerie eomartete hatte, hinauf.

„Hier müssen Sie kommen, Freiboten, dort geht's rein!“ sagte laut und energisch vor der Manege eine stattliche Frau zu ihrer Begleiterin, einer etwas bekümmert aussehenden ältlichen Dame.

Frau Schäffer befand sich heute im Besitz von 2 Parquetbilletts. Beide Damen waren auf den numerirten Sitzen der ersten. Ein reich mit Gold besetzter Billeteur wies die Damen zurecht, Frau Schäffer bekundete indeß durch die Grandezza ihrer Haltung, daß sie sich selbst von einem Manne, der Geld und Treffen auf dem Leibe trug, an diesem Abend nicht imponirten ließ. Frau Schäffer war jetzt keine Dame mehr, die für andere Leute Oberhemden plättete. Sie war heute die Mutter einer angehenden Künstlerin. Der Cirkus füllte sich. Niemand sah Frau Schäffer mit besonderer Aufmerksamkeit an. Niemand ahnte eben, was diese anscheinend so schlichte Frau zu bedeuten hatte.

Die Vorstellung begann. Frau Schäffer begriff innerlich nicht, wie Frau Freibote zu all den gewöhnlichen Productionen der Reiter, Acrobaten und Clowns ein so theilnahmvolles Gesicht aufsetzen konnte. Diese Saden schienen ihr heute unsäglich gleichgültig zu sein. Die Vantomime mit dem Ballet kam erst nach der großen Pause. Frau Schäffer hatte sich voran genommen, nicht mehr aufgeregt zu sein, sondern gänzlich ruhig zu bleiben. Dorchens mußte den Leuten gefallen. Sie hatte Dorchens — für die Cirkusmitarbeiter führte am Abend in das Gebäude eine besondere Thür — wenigstens in die Garderobe begleiten wollen, der Eintritt dort wurde ihr aber verweigert; sie hatte Dorchens nur abliefern dürfen.

Der Garderobenraum, in dem sich jetzt Dorchens mit etwa fünfzig andern Mädchen befand, diente am Tage als Schneiderwerkstatt. Hier sahen die Costümbereitner, denn die für das Balletcorps und die Statisterie not-

wendigen Costüme wurden im Cirkus selber angefertigt. Hier war auch Dorchens vom Schneider Maß genommen worden. Als ihr dann aber nur ein einfaches, weißes Tüllkleidchen angezogen wurde, das gleich vortrefflich sah, war sie ziemlich enttäuscht, sie hatte sich schon auf etwas Bunteres, das mit Gold und Schmut verziert war, gefreut. Unter den Mädchen ging es, während sie sich anbedeten und vor kleinen Spiegeln ihre Gesichter schminkten, — einige nahmen dazu statt der theuren Schminke bloß gestohlenen rothen Ziegelstein — laut und lustig zu. Von ihrer Unterhaltung verstand Dorchens nicht viel — nur so viel, daß meistens von Herren die Rede war. Eine Ausnahme machte nur wieder das blaße, schwarzhaarige Mädchen. Dorchens kannte nun auch ihren Namen. „Fiammetta“ wurde sie von Herrn Sestini gerufen. Auch Fiammetta stand vor einem Spiegel ganz dicht vor Dorchens und pughte sich das Gesicht, aber ihr Gesicht blieb dabei traurig und je weniger sie jemand zu beobachten schien, um so trauriger wurde es.

Die Garderobenfrau, welche die Kleider vertheilte, hatte auch Dorchens das ihre gereicht. Dorchens war angezogen, nur geschminkt war sie noch nicht.

„Au geh mal zu einer hin und laß dir auch was ins Gesicht streichen!“ sagte sie.

Die Mädchen hatten alle mit sich selbst genug zu thun. Um Dorchens schien sich keine kümmern zu wollen.

„Komm her“, sagte plötzlich Fiammetta, sich zu Dorchens hinwendend, als hätte sie die Worte der Garderobenfrau gehört.

Dorchens trat zu ihr an den langen schmalen Tisch heran.

„Du heißt Dorchens?“ fragte Fiammetta leise, ihre Hasenpote in den roten Schminktopf vor ihr tuffend. Fiammetta lächelte freundlich dabei, aber auch das Lächeln blieb trübe und traurig.

„Hast du noch Eltern?“ fragte sie weiter.

„Ich habe noch eine Mama“, erwiderte Dorchens.

„Dann bist du glücklich, Dorchens“, sagte Fiammetta, lieblos trich sie Dorchens über das Haar und stumm und sehnsüchtig sah sie ihr in die Augen.

„Sie sprach so leise, als sollten die andern Mädchen nichts davon hören. Es war, als trennte sie von diesen eine Scheidewand.“

„Sag deiner Mutter“, fuhr sie fort — „sie soll dich wieder von hier fortnehmen, sie soll dich, wenn ihr arm seid, lieber etwas Ordentliches lernen lassen, nur vor dem hier soll sie dich bewahren.“

„Fiammetta!“ tönte plötzlich vom andern Ende des Saales durch die Thürspalte eine Stimme, es war die Stimme Herrn Sestinis. Wie ein Reh, daß plötzlich den lauernden Jäger gewahrt, schredte Fiammetta auf, hastig gab sie mit der Hasenpote Dorchens auf jede Wange einen Strid; dann flog sie davon, moauf sie hinter der Thüre verschwand.

Die große Pause war gekommen. Durch den Stallgang, das Foyer, das Vestibül und den Marstall ergoß sich die Menge des Publikums. Eine Viertelstunde später läutete wieder die Glocke und der Zuschauerraum füllte sich von neuem.

„Steden sie jetzt doch ihre Butter schmitteln ein, Freiboten. Sie sind hier doch nicht auf der Gallerie!“ sagte Frau Schäffer ungehalten zu ihrer Freundin.

Frau Freibote hatte ihre große schwarze Ledertasche mitgenommen, deren Inhalt beide Damen während der Pause eifrig zugeproben hatten, und Frau Freibote gab noch immer.

„Man kann mit Ihnen aber auch wirklich nicht auf einen anständigen Platz gehen“, fuhr Frau Schäffer erregt weiter fort — „und ziehen Sie sich doch Ihre Handschuhe wieder an, bloß daß man Ihnen nicht gleich ansieht, daß sie eine Nähfüßel sind.“

Widerwillig schidte sich Frau Freibote an, dem so nachdrücklichen Besohle ihrer Freundin nachzugeben, als plötzlich — beide Damen hatten ihren Platz an einer Ecke — der blonde stattliche Mann mit der goldenen bestrehten Livree vor ihnen stand.

„Ist eine von Ihnen Frau Schäffer?“ fragte er.

„Die bin ich!“ erwiderte Frau Schäffer erschrocken.

„Sie möchten einmal zu Frau Direktor kommen!“

Frau Schäffer hatte doch auch recht gehört?

„Zur Frau Director?“

„Ja.“

„Was soll ich denn?“

„Ich weiß nicht.“

Der Billeteur ging voran. Frau Freibote hatte ihre große, schwarze Ledertasche umständlich auf den Schooß genommen, vor allen Leuten packte sie ihre Stullen wieder ein, so daß es auch der Billeteur gesehen hatte. Frau Schäffer wollte sich vor dem Mann zu Tode schämen. Ohne aber Zeit zu etwas zu haben, folgte sie ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Seit einem Jahre ist Chicago der verkehrsreichste Hafenplatz unseres Landes, nachdem vorher New York es war. Vom 1. Januar bis zum 1. Juli 1898 kamen in Chicago 2370 Schiffe mehr an, wie in New York, mit einem um 60,345 größeren Tonnengehalt.